

Vorwort

Mystik und Philosophie – unter diesem Titel beschreibt Karl Albert selbst Weg und Ziel seines Philosophierens. Dabei steht das ‚und‘ nicht für eine äußerliche Zusammenstellung, sondern für eine Wesensverwandtschaft, deren Entdeckung nach Alberts eigenem Bekenntnis zu einem Schlüsselerlebnis seiner denkerischen Entwicklung geworden ist – eine Verwandtschaft, die sich nicht bloß auf die abendländische Mystik erstreckt, sondern auch die mystischen Traditionen des indischen und chinesischen Denkens umfaßt. Es ist der religiöse Ursprung der Philosophie, der sein Denken in Atem hält, und dem er in vielfachen Untersuchungen in der Überzeugung nachspürt, daß es nach wie vor Aufgabe der Philosophie ist, dem Menschen eine Wegweisung für eine sinnvolle Lebensgestaltung zu geben. Es ist nicht zu viel behauptet, daß das Lebenswerk Alberts der Einsicht Meister Eckharts verpflichtet ist, ein Lebemeister sei mehr wert als tausend Lesemeister. Für Albert ist Philosophie nicht nur eine Sache des Denkens, sondern auch des Lebens. SOPHOS – das ist jemand, der sich auf das „Leben-Können‘ eines geistigen Lebens“ versteht. Nicht umsonst trägt eines seiner Bücher, das mit E. Jain verfaßte, den Titel: ‚Philosophie als Form des Lebens‘.

Philosophie und Religion sind wesensverwandt, weil sie beide in der Seinserfahrung (der ontologischen Erfahrung) gründen. Für gewöhnlich bildet die ontologische Erfahrung den unthematisch bleibenden Hintergrund der auf die Vielfalt des Seienden gerichteten Erfahrungen. Das schließt nicht aus, daß das sonst nur unausdrücklich mit-erfahrene Sein zur Ausdrücklichkeit gelangt, und es so zur Seinserfahrung im engeren Wortsinn kommt. Albert verweist auf Erfahrungen wie die des Einsseins des Erfahrenden mit dem Erfahrenen, auf das Gefühl der Aufgehobenheit oder der

Verbundenheit mit allem Seienden im Sein – Erfahrungen, die weder einem spezifischen religiösen Glauben noch rationalem Erkennen, sondern der Seinsverbundenheit des menschlichen Bewußtseins entspringen. Die Rede von einer *Erfahrung* des Seins möchte die existentielle Relevanz menschlicher Seinsverbundenheit unterstreichen.

Albert erblickt in der Seinserfahrung eine vor allen kulturellen Differenzierungen liegende, weil sie überhaupt erst ermöglichende Erfahrung religiösen Charakters (*intuitio mystica*), die zwar in ihre kulturspezifischen Ausprägungen eingeht, sie als deren Ermöglichung jedoch überschreitet und in diesem Sinn ein übergeschichtliches und überkulturelles Fundament interkultureller Verständigung sowohl theoretischer wie praktischer Natur bildet. Solange Sein noch als Gegenüber eines Ichbewußtseins verstanden wird, kann von einer *Seinserfahrung* noch keine Rede sein. Sein *als Sein* ist erst dort erfahren, wo es zu einer Erfahrung reiner Gegenwart und lauterer Einheit und damit zu einer „Erfahrung der Gegenwart des Ich im Sein“ gekommen ist. Wo versucht wird, das solcherart Erfahrene im Medium des *Begriffs* aufzuschließen, haben wir es mit einer „Weise philosophischer Mystik“ zu tun. Die Philosophie ist freilich nur *eine* Weise, sich auf die Seinserfahrung einzulassen, die Kunst in der Vielfalt ihrer Gattungen eine *andere*, wie Alberts ‚Philosophie der Kunst‘ auf eindrucksvolle Weise zeigt.

Im Hinblick auf den religiösen Charakter der Seinserfahrung kann von „philosophischer Religion“, von „Philosophie als Religion der Erfahrung des Seins“ oder von Philosophie als einer „Weise der Religion“ gesprochen werden. Mit ‚Religion‘ ist ein allgemein-menschlicher Grundzug, d.i. die jedem entwickelten menschlichen Bewußtsein präreflexiv zugrunde liegende „Religiosität“ in Gestalt der Seinsbindung gemeint. Dabei greift Albert auf die „zwar etymologisch wohl unzutreffende, jedoch phäno-

menologisch durchaus einleuchtende Deutung der Religion als ‚Wiederanbindung‘ (re-ligio)“ zurück. Zwar haben sich Philosophie und Religion selbständig entwickelt, aber nicht voneinander getrennt. In ihrem Kern, der Erfahrung des Seins, ist die Philosophie immer mit der Religion verbunden geblieben – wobei sich Albert bewußt ist, daß das für eine von außerphilosophischen oder philosophiefernen Mächten wie Politik, Wirtschaft und Wissenschaft bestimmte Philosophie allerdings nicht mehr zutrifft.

Philosophie als Form des Lebens bedeutet eine bestimmte Haltung zum Sein. Dieser Gedanke versteht sich als eine Wiederaneignung eines bereits in der griechischen Antike und dann auch in der Folgezeit sich findenden Philosophieverständnisses. Wie Albert in seinen Interpretationen des platonischen Höhlengleichnisses aufzeigt, erfolgt die Einübung in die philosophische Grundhaltung in jener Aufstiegsbewegung, die bei dem ankommt, wobei wir immer schon sind, ohne es ausdrücklich zu wissen. Die *intuitio mystica* – das Innesein des Seins – ist nicht nur Anfang, sondern auch – wie Albert mit Nietzsche formuliert – „eigentlicher Zweck alles Philosophierens“. In diesem Zusammenhang ist an zwei Formen von Philosophie zu erinnern, an eine ateleologische und eine teleologische. Das ateleologische Philosophieren konzentriert sich auf die „sozio-politischen Verhältnisse“ und versteht sich als „Reflexion aktueller und das reale Leben betreffender Probleme“. Ateleologisches Philosophieren ist ständiges, nie zur Ruhe kommendes Fragen. Demgegenüber geht es im teleologischen Philosophieren um die Entdeckung von etwas, „was die Vielheit an Bedeutung übertrifft“. Zwar kennt auch das teleologische Philosophieren die begriffliche Reflexion, diese überschreitet sich aber in eine überbegriffliche Erfahrung von fundamentaler Lebensbedeutung, die sich nicht bloß in Lebensweisheit im Sinne der Gestaltung des äußeren Lebens, sondern viel-

mehr in einer „Entfaltung des inneren, geistigen Lebens“ auswirkt.

Die Möglichkeit, den ‚eigentlichen Zweck alles Philosophierens‘ zu erreichen, hängt davon ab, wie die das Philosophieren in Gang bringende Anfangserfahrung des Staunens gedeutet wird. Hier ist auf Alberts Analysen des THAUMAZEIN zu verweisen, das ja sowohl für Platon als auch für Aristoteles den Anfang des Philosophierens bildet. Beide Philosophen meinen nicht den historischen, sondern den sachlichen Anfang. So gesehen gilt das auch für unsere Gegenwart. Über der Gemeinsamkeit darf jedoch nicht der Unterschied übersehen werden. Aristoteles interpretiert das Staunen als Nichtwissen um die Gründe. Nach ihm haben die Menschen philosophiert, um der Unwissenheit zu entgehen. Wer um die Gründe von etwas Bescheid weiß, der staunt nicht mehr, weil er im Besitz von Wissen ist. So gesehen besteht das Philosophieren in der Überwindung des Staunens: Wer philosophiert, fängt zwar mit dem Staunen an, ist ihm jedoch entkommen, wenn er um die Gründe weiß. Anders Platon. Für ihn fängt das Philosophieren zwar ebenfalls mit dem Staunen an, aber sein Bewegungssinn besteht nicht darin, dem Staunen zu entkommen, sondern darin, tiefer in es hineinzukommen. Das Staunen durchherrscht und durchstimmt das Philosophieren, ist sein Anfang und Ende. Albert verweist auf das Symposion, wo es heißt, der am Ziel des Aufstiegs Angelangte würde ein wesenhaft staunenerregend Schönes erschauen. Der staunenden „philosophischen Letzterkenntnis“ enthüllt sich „das Sein in seiner Rätselhaftigkeit“, der mit keiner Warumfrage mehr beizukommen ist. Wenn gleich es fraglich bleiben muß, dieses staunende Innesein als mystische Erfahrung zu bezeichnen, so wird man es doch als „der Mystik benachbart“ ansehen und von philosophischer Mystik sprechen dürfen.

Albert erachtet die platonische Metaphysik aus zwei Gründen für richtungsweisend. Zum einen, weil sie mit dem Staunen nicht nur anhebt, sondern sich in ihm auch vollendet. Zum anderen, weil die staunende Letzterkenntnis die PERIAGOGE, die Umwendung des Erkenntnisblicks, die eine Umkehr des ganzen Menschen ist, zur Voraussetzung hat. Erst wo diese beiden Momente zusammenkommen, ist jene Gestalt der Metaphysik erreicht, die im „Mittelpunkt eines Systems philosophischer Mystik“ stehen kann. Den Entwurf zu solch einem System (im Sinne der inneren Zusammengehörigkeit der sog. philosophischen Disziplinen) hat Albert in seiner ‚Einführung in die philosophische Mystik‘ vorgelegt, die als komprimierte und gleichzeitig luzide Zusammenfassung seines denkerischen Anliegens zu werten ist. Von der PERIAGOGE her wird erst die zentrale Rolle verständlich, die Albert der ontologischen Erfahrung zuschreibt – „Instanz für einen überzeugenden und im konkreten Dasein anwendbaren Lebensentwurf“ zu sein und damit „wahre Menschlichkeit“ fundieren zu können. Soll Philosophie zur Lebensform werden, braucht es eine mystische, metaphysisch, d.i. in Seinserfahrung fundierte Ethik. Albert hat diesen Gedanken in seinem mit E. Jain verfaßten Buch ‚Die Utopie der Moral‘ ausführlich dargelegt.

Eine kulturübergreifende Ethik darf Universalismus weder als Konformismus noch Uniformismus mißverstehen und sich nicht den Extremen des Individualismus und Kollektivismus verschreiben. Wenn sie ihre Aufgabe erfüllen soll, muß sie sich auf ein kulturübergreifendes, allgemein-menschliches Fundament gründen. Sie muß eine Ethik der Seinsteilhabe oder „Seinsgemeinschaft“ sein – ist doch die Seinserfahrung „grundsätzlich jedermann zugänglich“. Die volle Tragweite dieses Gedankens erschließt sich allerdings erst, wenn die Seinserfahrung als *Erfahrung* ernstgenommen wird. Sein wird nämlich nicht als bedeutungsleere Faktizität, sondern „als etwas Gutes, als etwas zu Be-

jahendes“ erfahren. Sein besitzt einen „evokativen Charakter“. Albert unterscheidet an der Seinserfahrung die Aspekte des Stauens, der Gegenwart, der Bewußtheit, Erstrebtheit und Schönheit und versteht diese Momente als „moderne philosophiegeschichtliche Entsprechungen“ zur sog. Transzendentalienlehre. Dabei spürt er diese Aspekte nicht nur in philosophischen Texten, sondern auch in Texten moderner Literatur sowie in künstlerischen Selbstzeugnissen auf. Schließlich kann Albert auf Nietzsches Dionysos-Dithyramben verweisen: „Im Sein liegt ein Ja, Nietzsches ‚ewiges Ja des Seins‘“.

Moralisches Handeln besteht im „Vollzug des menschlichen Jasagens zu dem im Sein liegenden Ja“ – und dies in der dreifachen Beziehung „zum eigenen Selbst, zum Nächsten und zur Welt“. Gelebte Seinsverbundenheit leistet auf diese Weise ein mehrfaches. Sie bricht die egoistische Selbstverfangenheit auf, so daß sich der Mensch in Weisheit, Tapferkeit und Besonnenheit von einem Eigenwesen (Buber) zur Person wandeln kann. Gleichzeitig befreit sie zu einer von Solidarität, Verantwortungsbewußtsein und Toleranz getragenen mitmenschlichen Verbundenheit. Und drittens besitzt sie Relevanz für eine ‚Umweltethik‘: Sie befreit von einem anthropozentrischen, von bloßer Zweckrationalität bestimmten Weltverhältnis, indem sie zur Anerkennung eines den Dingen aufgrund der Seinsteilhabe zukommenden Eigenwerts befähigt.

In der ‚Utopie der Moral‘ steht zu lesen: „So ist die affirmative Haltung zum Sein und die darin liegende und dem Menschen übertragene Verantwortung der eigentliche und existentiell bedeutsame Grund allen Denkens und Handelns“. Wie vielleicht kaum ein anderer zeigt dieser Satz, wie sehr Alberts Philosophieren von der Seinserfahrung in Atem gehalten wird. Den Weg dahin und die weiteren Schritte zu einer bewußten, seinsgegrün-

deten Welthaltung versucht das im folgenden aufgezeichnete philosophische Gespräch einsichtig zu machen.

Günther Pöltner

